

Leben im Brückenkopf



Leben im Brückenkopf

Ein karges Leben muß kein unglückliches Leben sein. Text und Fotos: Dorothea Uhlendorf

Ein Raum, gut 40 Quadratmeter, ein Doppelbett, ein Kinderbett, Tisch, Stuhl, ein kleiner Metallofen – das war für Christian Steinkopf zweieinhalb Jahre lang der Mittelpunkt seiner Welt; es war sein Zuhause. „Das Leben im Brückenkopf – für mich als Kind war es normal, weil ich nichts anderes kennengelernt hatte.“ Von 1949 bis 1952 hat Christian Steinkopf mit seinen Eltern, nachdem sie aus Lenzen in den Westen geflüchtet waren, in einem der Brückenkopfräume der zerstörten Dömitzer Eisenbahnbrücke gelebt.

Mitten in der Nacht waren seine Eltern mit ihm in einem Faltboot über die Elbe geflohen.

Christian Steinkopf war drei Jahre alt und kann sich an die Nacht ihrer Flucht nicht erinnern. Später haben ihm seine Eltern erzählt, daß „ich auf der Bühne ausgerutscht und auf die Schnauze gefallen bin. Keinen Mucks soll ich von mir gegeben haben, weil

überall Wachen waren und so, und wenn ich gebrüllt hätte, wäre alles aufgefliegen.“

Die Familie kam in dieser Nacht bei guten Bekannten unter. Die Dömitzer Brücken waren zwar zerstört, aber immerhin standen auf dem westlichen Ufer noch beide Brückenhäuser. Da es in den Nachkriegsjahren an Wohnraum mangelte, wurde der Familie Steinkopf einer der Brückenhäuser als „Wohnquartier“ zugewiesen. „Da haben wir dann *gehaust*,“ sagt Christian Steinkopf, „keiner wollte da rein. Immerhin ist das Gemäuer einen Meter dick! Aus meinen Kindheitsjahren weiß ich noch, daß es – wegen der dicken Wände – Sommer wie Winter wie eine Tropfsteinhöhle war.“



Ein Meter dicke, gut gemauerte Wände, nie zum Wohnen gedacht, also auch keine Wasserleitung, keine Toiletten, kein Strom, keine Heizmöglichkeiten.

„In den Raum wurde ein Ofen gestellt. Mein Vater hat sich von einem Schmied ein



Blech machen lassen, mit einem Loch drin. Dieses Blech kam vor eines der beiden Rundbogenfenster. Das waren schmale, 40 bis 50 Zentimeter hohe *Schießcharten*. Durch das Loch wurde das Ofenrohr gesteckt, damit wir den Raum heizen konnten und wenigstens ein bißchen Wärme hatten.“

Tageslicht kam dann nur noch durch die zweite Schießscharte auf der anderen Seite. Davor war eine Glasscheibe als eine Art Fenster. Der Raum war so gut wie immer dunkel. Licht brachten Petroleumlampen und Kerzen.

Ganz besonders geliebt hat Christian die *Schummerstunden*, in denen seine Eltern ihm Geschichten erzählt oder vorgelesen haben. Für Christian Steinkopf war es – rückblickend in der Erinnerung – irgendwie immer gemütlich.

Damals war es sein selbstverständliches Leben. Heute ist ihm klar, daß seine Eltern sich viel Mühe gegeben haben, ihm seinen Alltag im Brückenkopf erträglich zu machen. „Ich war das Einzige, was sie mit rübergebracht hatten.“

Unten auf der Wiese wurde ein Brunnen gebohrt, mit einer Schwengelpumpe versehen, und das war dann ihre Wasserversorgung. „Die Pumpe stand drau-

ßen auf der Wiese, Wind und Wetter ausgesetzt. Im Winter wurde das Wasser im Zinkeimer auf dem Ofen angewärmt.



Damit mußten wir die Pumpe angießen, sonst konnten wir ja das Wasser nicht hochpumpen.“ Danach mußte das Wasser wieder abgelassen werden. War die Pumpe eingefroren, dauerte es Stunden, und es war mühsam, sie wieder aufzutauen. In den damaligen Wintern waren Temperaturen von minus 20 Grad und drunter keine Seltenheit.

Der sparsame Umgang mit Wasser und all die anderen Bedingungen führten natürlich dazu, daß morgens „Katzenwäsche“ gemacht wurde. Der Raum – ihre Wohnung – mußte ja erst mal überhaupt tagtauglich gemacht werden. Gewaschen wurde sich mit Wasser aus einer Blechschüssel – sofern genug Wasser da war.

Die Toilette war draußen, die Treppe runter und dann unten am Damm. Das Toilettenhäuschen hat sein Vater aus alten Brettern mit einem Donnerbalken und einem Blecheimer selber gebaut.

Die Brücke lag ziemlich einsam. Die nächsten Freunde und Nachbarn in den umliegenden Dörfern und Höfen waren einige Kilometer entfernt. Lebten sie auf der anderen Elbseite, ihrem bisherigen, vertrauten Lebensraum, so waren sie kaum noch zu erreichen. Das, was für Christian Steinkopf zählte, war, daß seine Mutter immer da war. „Ich hatte meine Eltern, und für mich war die Welt in Ordnung. Es war das Normale, das Alltäg-



liche. Ich hatte ja nichts anderes kennengelernt. An die Zeit in Lenzen hatte ich keine Erinnerungen.“

In den Nachkriegsjahren gab es kaum Spielzeug. Sein Spielzeug: ganz einfache vierkantige Holzklötze, mal länger mal kürzer. Außerhalb des Brückenkopfs hatte er ja die ganze Weite der Elbwiesen und Tümpel für sich, und da konnte und durfte er spielen, soviel er wollte.

Ich weiß auch noch, daß mein Vater mir mal – im späten Frühjahr – einen Hasen gefangen hat. Damit ich was zum Spielen hatte. Der wurde mit einer Flasche versorgt und dann später wieder ausgesetzt. Es gab ja kein Spielzeug und nichts.“

Sein großer Kummer war, daß es kaum Freunde gab. Mit einem Jungen aus einem der Nachbardörfer hatte er sich zwar angefreundet. Aber vor jedem Kontakt mußten erst mal einige Kilometer bewältigt werden. Fahrrad gab es in seiner Familie: eines für alle.

Wo spielt man, wenn man im Brückenhause wohnt? Natürlich auf der Brücke. Eingestürzt war sie nur auf dem hinteren Teil gen Osten.

Der westliche Teil bis zur Elbe stand noch. Eine bleibende Erinnerung: „Das war im Sommer. Ich habe auf der Brücke gespielt. Die dicken Tore waren zu. Mit einem Mal kamen aus Richtung Dannenberg ein paar Waggons an. Mutter hat mich von den Schienen gerissen und die Waggons sind dann ganz langsam gegen das Tor gelaufen. Meine Mutter hatte halt



Angst, daß die Waggons die Tore durchbrechen, denn dann wäre ich hin gewesen!“

Auch wenn die Steinkopfs nur von der anderen Elbseite kamen und vor dem Krieg viele Kontakte über die Elbe hinweg hatten – nach dem Krieg waren sie Flüchtlinge. Und Deutschland war voll von Flüchtlingen, und es gab von allem, was man zum Leben brauchte, zu wenig.

Die abgeschiedene Lage der Brücke hat Kontaktmöglichkeiten, den Aufbau von Freundschaften, erschwert. Man traf sich nicht einfach mal so im Dorf, in der Nachbarschaft. Um einander zu treffen, mußten erst mal die Kilometer überbrückt werden. Christian Steinkopf hatte immer das Gefühl, daß er nicht dazugehört, daß er von den anderen Kindern und auch von Erwachsenen immer als Fremder, als Außenseiter gesehen und behandelt wurde. „Das hat mich bis heute sensibilisiert für meinen Umgang mit Flüchtlingen – ich gehe ganz anders damit um als andere Leute.“

1952 bekamen sie dann als Quartier das Deichhaus – ein Stück weiter die Elbe hoch Richtung Langendorf. Christian Steinkopf (siehe Foto links) lebt inzwischen wieder in Lenzen. Er ist dort selbständiger Unternehmer im Tiefbau und ehrenamtlicher Bürgermeister der Stadt Lenzen.

Die Dömitzer Eisenbahnbrücke ist seit 2010 in Privatbesitz. Zur Zeit wird sie in einem aufwendigen Verfahren originalgetreu restauriert und soll dann wieder der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.